

Wolfheim, gelegen im Dreiländereck, unweit von Aachen: Nach zwanzig Jahren Abwesenheit kehrt Dr. Victor Hoppe in seinen Geburtsort zurück. Misstrauen schlägt ihm entgegen. Die Dorfbewohner wundern sich vor allem über die drei Babys, die er dabei hat: Es sind offensichtlich Drillinge, die Jungen gleichen einander wie ein Ei dem anderen, und alle sind von einer Hasenscharte entstellt – eine Fehlbildung, die bereits Viktor von seinem Vater geerbt hatte und die ihm seinerzeit das Leben schwer machte. Denn die Einheimischen sind abergläubisch. Auch jetzt machen Gerüchte die Runde. Und tatsächlich drängen sich Fragen auf: Wo ist die Mutter? Was will Victor nach all den Jahren in Wolfheim? Warum versteckt er die Kinder? Doch als der Doktor einem Jungen aus dem Dorf das Leben rettet, ändert sich die Lage. Man beginnt, sich mit ihm zu arrangieren, auch wenn er nach wie vor wunderbarlich erscheint. Man fasst sogar Zutrauen zu ihm. Bis die Kinderfrau der Drillinge, eine ehemalige Lehrerin aus dem Ort, eines plötzlichen Todes stirbt ...

»Mit schöner, unaufgeregter Selbstverständlichkeit bezieht Stefan Brijs seinen Platz in der ersten Reihe, und zwar nicht nur der flämischen Literaturgeschichte.« NDR Kultur

STEFAN BRIJS, Jahrgang 1969, gelang mit seinem Roman »Der Engelmacher« in Belgien und den Niederlanden ein Sensationserfolg. Er wurde dafür u. a. mit der »Goldenen Eule« für das beste Buch des Jahres ausgezeichnet sowie mit dem Preis der Königlichen Akademie für Literatur der Niederlande. Die Auslandsrechte wurden in zahlreiche Länder, darunter auch England und die USA, verkauft. Bei btb ist außerdem sein von der Kritik hochgelobter Roman »Post für Mrs. Bromley« erschienen, die Geschichte eines jungen Mannes, der in Kriegszeiten versucht, menschlich zu handeln.

STEFAN BRIJS

Der Engelmacher

Roman

*Aus dem Niederländischen
von Ilja Braun*

btb

Die niederländische Originalausgabe erschien 2005
unter dem Titel *De engelenmaker*
bei Uitgeverij Atlas, Amsterdam/Antwerpen.

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert vom
Flämischen Literaturfonds (Vlaams Fonds voor de Letteren –
www.vfl.be).



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2014
Copyright © der Originalausgabe 2005 by Stefan Brijs
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotive: © Shutterstock / conrado, © Shutterstock /
Jeff Thrower

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74838-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

I

Manche Einwohner von Wolfheim behaupten noch immer, sie hätten zuerst das Geheul der drei Babys auf der Rückbank gehört und erst danach den Motor des in das Dorf einfahrenden Taxis. Als es vor dem alten Doktorhaus an der Napoleonstraße 1 anhielt, unterbrachen die Frauen sofort das Fegen der Bürgersteige, die Männer kamen mit den Gläsern in der Hand aus dem Wirtshaus »Terminus« heraus, die Mädchen stellten ihr Himmel-und-Hölle-Spiel ein, und auf dem Dorfplatz ließ sich der lange Meekers den Ball abluchsen, den der taub geborene Gunther Weber dann im Tor versenkte, am nach hinten guckenden Seppe von der Bäckerei vorbei. Das war am 13. Oktober 1984. Ein Samstagnachmittag. Im Kirchturm läuteten die Glocken gerade drei Mal.

Der Fahrgast stieg aus dem Taxi, und was allen sofort auffiel, war die feuerrote Farbe seines Haupt- und Barthaars.

Die tief gläubige Bernadette Liebknecht bekreuzigte sich hastig, und ein paar Häuser weiter hielt sich die betagte Juliette Blérot die Hand vor den Mund und murmelte: »Mein Gott, ganz der Vater.«

Vor drei Monaten hatten die Einwohner des kleinen belgischen Dorfes, das sich nahe am Dreiländereck seit jeher zwischen den kräftigen Schenkeln des niederländischen Vaals und des deutschen Aachen eingeklemmt befand, von der bevorstehenden Rückkehr Victor Hoppes erfahren. Der schlaksige Gehilfe des Notars Renard aus Eupen hatte das vergilbte Schild

mit der Aufschrift »Zu vermieten« von der heruntergekommenen Villa abgenommen und Irma Nussbaum von gegenüber erzählt, der Herr Doktor habe die Absicht, nach Wolfheim zurückzukehren. Einzelheiten wusste er nicht, auch ein Datum konnte er noch nicht angeben.

Für die Dorfbewohner war es ein Rätsel, warum Victor Hoppe nach fast zwanzig Jahren nach Wolfheim zurückkam. Zuletzt hatte es geheißt, er arbeite in Bonn als Arzt, aber diese Information war auch schon wieder etliche Jahre alt. Schon bald machten zahlreiche Erklärungsversuche für seine Rückkehr die Runde. Der eine meinte, er habe keine Arbeit mehr, der andere tippte auf hohe Schulden, Florent Keuning aus der Albertstraße glaubte, er komme nur, um sein Haus wieder in Schuss zu bringen und zu verkaufen, und Irma Nussbaum mutmaßte, der Doktor habe vielleicht eine Familie gegründet und wolle nun der städtischen Hektik entfliehen. Damit kam sie der Wahrheit näher als alle anderen, wenngleich sie später unverblümt zugab, ebenfalls schockiert gewesen zu sein, als sich herausstellte, dass Doktor Hoppe der Vater nur wenige Wochen alter, missgebildeter Drillinge war.

Diese unheimliche Entdeckung machte der lange Meekers gleich an jenem ersten Nachmittag. Als der Taxifahrer sein Auto kurz unbeaufsichtigt ließ, um Victor Hoppe beim Öffnen des eingerosteten Zauntors zu helfen, schlich der lange Meekers, von dem unablässigen Geheul angezogen, zum Wagen und warf einen Blick durch das Seitenfenster. Was er auf der Rückbank sah, jagte ihm einen solchen Schrecken ein, dass er auf der Stelle in Ohnmacht fiel und somit zum ersten Patienten Doktor Hoppes wurde, der den dünnen Jungen mit ein paar Klapsen auf die Wange wieder zu sich brachte. Der lange Meekers öffnete blinzeln die Augen, sein Blick huschte vom Doktor zum Auto, dann rappelte er sich auf und spurtete, ohne sich noch einmal umzusehen, zu seinen Spielgefährten. Noch etwas unsicher auf den Beinen, legte er einen Arm um die breiten Schultern seines Mitschülers Robert Chevalier – sie waren

beide im vierten Schuljahr – und eine Hand auf die Schulter von Julius Rosenboom, der drei Jahre jünger und zwei Köpfe kleiner war.

»Was hast du gesehen, Langer?«, fragte Seppe von der Bäckerei, der mit dem Lederfußball unter dem Arm seinen Kumpeis gegenüberstand und das Gesicht dem tauben Gunther Weber zugewendet hatte, damit der auch mitbekam, was gesagt wurde.

»Sie...«, setzte der lange Meekers an, verstummte dann aber und wurde wieder kreidebleich.

»Stell dich nicht so an«, sagte Robert Chevalier und stieß Meekers mit der Schulter an. »Wie ›sie‹? Ist es mehr als eins?«

»Drei. Es sind drei Babys«, antwortete der lange Meekers und hielt ebenso viele Finger hoch.

»Dwei Mäischen?«, fragte Gunther mit einem fetten Grinsen angesichts der drei ausgestreckten Finger.

»Das hab ich nicht gesehen«, sagte der lange Meekers. »Aber was ich gesehen hab...« Er bückte sich, sah kurz zu Doktor Hoppe und dem Taxifahrer, die gerade gemeinsam die beiden Torhälften öffneten, und winkte die vier anderen näher heran.

»Ihre Köpfe...«, sagte er langsam, »ihre Köpfe sind gespalten.« Und in einer schnellen Bewegung zog er mit der flachen Rechten einen vertikalen Strich von seiner Stirn über die Nase bis unters Kinn.

»Tschack!«, sagte er.

Erschrocken wichen Gunther und Seppe einen Schritt zurück, während Robert und Julius den langen Meekers anstarrten, als könne dessen schmales Gesicht ebenfalls jeden Moment aufreißen und in zwei Teile auseinanderfallen.

»Ich schwöre! Man kann ihnen bis ganz tief in den Hals reinblicken. Und außerdem, ohne Scheiß, außerdem kann man ihre Gehirne sehen.«

»Ihre was?«, fragte Gunther.

»Ih-re Ge-hir-ne!«, wiederholte der lange Meekers und tippte dem tauben Schüler mit dem Zeigefinger an die Stirn.

»liiiiiie!«, rief der aus.

»Wie sehen die denn aus?«, fragte Robert.

»Wie Walnüsse. Nur viel größer. Und schleimiger.«

»Boah«, sagte Julius, dem ein Schauer über den Rücken lief.

»Wenn das Fenster offen gewesen wäre«, fuhr der lange Meekers unbeirrt fort und streckte dabei den Arm aus, »hätt ich die einfach so anfassen können.«

Die anderen Jungs verfolgten die Bewegung seiner zu einer Klaue gekrümmten Hand mit offenem Mund. Aber gleich darauf deutete er mit derselben Hand nach vorne und lenkte so alle Blicke auf das etwa dreißig Meter entfernt stehende Taxi, dessen hintere Tür Victor Hoppe gerade öffnete. Der Doktor beugte sich ins Wageninnere und brachte eine große dunkelblaue Babytragetasche zum Vorschein, aus der noch immer ein entsetzliches Geheul aufstieg. An den Trageriemen schleppte er sie den Pfad entlang ins Haus, auf dem Fuß gefolgt von dem Taxifahrer, der zwei große Koffer trug. Nach etwa drei Minuten, während derer es auf dem Dorfplatz von Stimmen nur so schwirrte, kam der Fahrer wieder nach draußen, zog die Haustür hinter sich zu, hastete zu seinem Wagen und fuhr sichtlich erleichtert davon.

Im »Terminus« führte Jacques Meekers an jenem Nachmittag das große Wort und beschrieb ausführlich, was sein Sohn gesehen hatte, wobei er vor keiner Übertreibung zurückschreckte. Vor allem die älteren Einwohner waren ganz Ohr, und sie wussten zu berichten, dass auch Victor Hoppe selbst eine Missbildung im Gesicht hatte.

»Eine Hasenscharte«, erklärte Otto Lelieux.

»Wie sein Vater«, erinnerte sich Ernst Liebknecht. »Er gleicht ihm übrigens aufs Haar.«

»Auch wenn das Haar schon Rost ansetzt«, lachte Wilfred Nussbaum. »Genauso wie der Bart. Habt ihr das gesehen? Rot wie ... wie ...«

»Wie das Haar des Teufels!«, rief der auf einem Auge blinde Josef Zimmermann plötzlich aus, woraufhin es in dem Wirts-

haus sehr still wurde. Alle Blicke waren auf den alten Mann gerichtet, der einen Finger warnend erhoben hatte und sich halb betrunken erneut vernehmen ließ: »Und er hat seine Racheengel mitgebracht! Seid wachsam, denn sie werden zuschlagen, sobald sie die Gelegenheit bekommen!«

Es war, als hätten diese Worte etwas freigesetzt, denn nun tauchten weitere Geschichten auf, die den Doktor in einem schlechten Licht erscheinen ließen. Alle wussten irgendetwas über ihn oder seine Eltern zu berichten, und je später der Abend wurde, desto mehr Geschichten wurden erzählt, die die meisten bloß irgendwo aufgeschnappt hatten, deren Wahrheit aber niemand anzweifelte.

»Er ist in einem Irrenhaus aufgewachsen.«

»Das hat er von seiner Mutter. Die ist an Wahnsinn gestorben.«

»Pastor Kaisergruber hat ihn damals getauft. Der Junge hat Zeter und Mordio geschrien.«

»Es heißt, sein Vater hätte sich ... ihr wisst schon ... an dem Baum neben seinem Haus.«

»Sein Sohn ist nicht einmal zur Beerdigung erschienen.«

»Seither hat ihn niemand mehr gesehen.«

»Das Haus ist nur ein einziges Mal vermietet gewesen. Nach drei Wochen waren die Mieter schon wieder draußen.«

»Poltergeister. Haben sie gesagt. Ständig war da so ein Klopfen.«

In den darauf folgenden Wochen tauchte Doktor Hoppe mit einer solchen Regelmäßigkeit im Dorf auf, dass man die Uhr danach stellen konnte. Jeden Montag-, Mittwoch- und Freitagvormittag schlug er um Punkt halb elf immer den gleichen Weg ein, der ihn von der Geschäftsstelle der Bank in der Galmeistraße über die Post auf der Aachener Straße zu dem kleinen Laden von Martha Bollen auf der gegenüberliegenden Seite des Dorfplatzes führte. Zielstrebig und mit gesenktem Kopf hastete er von einem Ort zum nächsten, als wüsste er sich be-

obachtet und wollte so schnell wie möglich wieder zu Hause sein. Dadurch zog er erst recht die Aufmerksamkeit auf sich, und wer ihn von weitem kommen sah, wechselte meist die Straßenseite und sah ihm nach, bis er verschwunden war.

Sowohl Martha Bollen als auch der Bankangestellte Louis Denis und der Postbeamte Arthur Boulanger berichteten, Doktor Hoppe sei kein Mann vieler Worte. Er schien sehr schüchtern zu sein, war aber immer freundlich. Wenn er »Guten Tag«, »Dankeschön« und »Auf Wiedersehen« sagte, war dabei jedes Mal seine Sprechstörung zu hören.

»Er verschluckt bestimmte Buchstaben«, sagte Louis Denis.

»Er spricht so nasal«, sagte Martha, »und immer in derselben monotonen Weise. Und er sieht mich nie an, wenn er etwas sagt.«

Auf die oft gestellte Frage, was der Doktor denn so alles kaufe, lautete die Antwort immer gleich: »Das Übliche. Windeln, Babynahrung, Milch, Waschmittel, Zahnpasta und dergleichen.«

Aber dann beugte sie sich weit über die Ladentheke, hielt sich die Hand halb vor den Mund und fuhr im Flüsterton fort: »Jedes Mal kauft er auch zwei Polaroid-Kassetten. Wer macht nur von solchen Kindern so viele Fotos?«

Darauf reagierten auch ihre Kunden meist mit blankem Unverständnis, und Martha nutzte die Gelegenheit, sie noch näher heranzuwinken. In einem Tonfall, als ginge es um ein schreckliches Verbrechen, beschloss sie ihre Rede mit den Worten: »Und er bezahlt grundsätzlich mit 1000-Francs-Scheinen.«

Über die Herkunft dieser Scheine wusste Louis Denis zu berichten, dass der Doktor gelegentlich Deutsche Mark in belgische Francs umtauschte. Ein Konto hatte er allerdings noch nicht eröffnet. Er bewahrte all das Geld also zu Hause auf.

Weil Doktor Hoppe keinerlei Anstrengungen unternahm, Patienten zu gewinnen, und auch kein Schild mit Sprechstunden am Zauntor hing, kamen die Einwohner zu dem Schluss,

dass er wohl vorerst noch von den Einkünften leben konnte, die er in der Vergangenheit angehäuft hatte, auf welche Weise auch immer.

Dennoch sah es aus, als wollte er eines Tages durchaus seinen Beruf im Dorf ausüben, denn in den ersten drei Wochen hielt mindestens drei Mal ein Lastwagen aus Deutschland vor seinem Haus und lieferte medizinische Apparate ab. Halb versteckt hinter den Küchengardinen notierte Irma Nussbaum gegenüber jedes Mal das Kennzeichen und die Tageszeit und machte Aufzeichnungen über die gelieferte Ware. Manche Dinge erkannte sie auf Anhieb, etwa einen Untersuchungstisch, eine große Waage und einige Infusionsständer, aber meist wies nichts auf den Inhalt der schlichten Holzkisten hin, sodass sie sich die darin befindlichen Monitore, Mikroskope, Spiegel, Messbecher und Reagenzgläser dazuphantasieren musste. Nach jeder Lieferung erstattete sie den anderen Frauen des Dorfes ausführlich Bericht, und als sie eines bitterkalten Morgens Anfang Januar ihren Nachbarn mit einem Stethoskop um den Hals die Post aus dem Briefkasten holen und vorsichtig die Straße entlangspähen sah, verkündete sie überall, die Praxis Doktor Hoppes sei nun offiziell eröffnet und er erwarte voll Ungeduld seine ersten Patienten.

Einige tapfere Einwohner bekundeten daraufhin, sie wollten diese Praxis wohl doch einmal aufsuchen, wenn auch nur, um einen Blick auf die Kinder zu erhaschen. Denn die waren all die Wochen über den Blicken entzogen und dadurch langsam zu einem Mysterium geworden, das sogar die heilige Dreifaltigkeit übertraf. Doch eine Predigt Pastor Kaisergrubers, der der Gemeinde schon fast vierzig Jahre lang die Treue hielt, jagte bei der nächsten Sonntagsmesse auch den letzten Zweiflern Angst ein.

»Seid gewarnt, Gläubige!«, rief er mit erhobenem Finger von der Kanzel. »Seid gewarnt, denn es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführt! Wahrlich, ich sage

euch, er ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen!«

Dann schob der Hirte des Dorfes eine kurze Pause ein und ließ den Blick über die mehr als zweihundert Gemeindemitglieder schweifen. Schließlich deutete er auf die erste Reihe, wo die Jungs aus dem Dorf in ihren Sonntagsanzügen mit ordentlich gekämmten Haaren nebeneinander saßen, und mahnte mit lauter Stimme: »Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge!«

Und alle Anwesenden sahen, wie bei diesen letzten Worten der zitternde Zeigefinger beim langen Meekers hängen blieb, der bleich wurde und sich in den nächsten Tagen nicht mehr auf dem Dorfplatz blicken ließ.

Das Unheil, das man vorhergesagt hatte, traf Wolfheim nicht. Todes- und Unglücksfälle, Nachbarschaftsstreitigkeiten, Diebstähle und andere Unannehmlichkeiten blieben den Dorfbewohnern in den auf die Ankunft Doktor Hoppes folgenden Monaten erspart. Zum ersten Mal seit Jahren wurde es sogar ein milder Winter, und auch der Frühling war wärmer als sonst, wodurch der Flieder bei der Marienkapelle schon in der letzten Aprilwoche in voller Blüte stand. Viele Einwohner fassten das als Zeichen der Hoffnung auf.

Die ganze Zeit über war Doktor Hoppe seiner Gewohnheit treu geblieben und hatte drei Mal in der Woche seine Runde gedreht. Seine Kinder nahm er dabei nie mit. Bislang hatte sie überhaupt noch niemand zu Gesicht bekommen, weder im Haus, wenn man aus einigem Abstand in die Fenster gespäht hatte, noch im Garten, obwohl verschiedene Dorfbewohner regelmäßig zwischen den Zweigen der Weißdornhecke hindurch gelugt hatten. Allmählich fing man auch an, sich zu fragen, ob der lange Meekers sich nicht vielleicht nur etwas zusammengesponnen hatte, und vorsichtige Stimmen äußerten die Meinung, man müsse dem Doktor vielleicht doch eine Chance geben. Aber niemand wagte die Initiative zu ergreifen, und so geschah es erst an einem Sonntag im Mai 1985, sieben Monate nach der Rückkehr des Doktors, dass zum ersten Mal ein Einwohner Wolfheims dessen Hilfe in Anspruch nahm, wenn auch nicht ganz freiwillig.

An jenem Sonntagmittag holte in der Galmeistraße 16 der unter Asthma leidende kleine Georg Bayer eine Murmel mit orangen Streifen aus der Hosentasche, die er ein paar Tage zuvor auf dem Spielplatz gefunden hatte. Das Kind leckte zuerst daran und steckte sie dann ganz in den Mund, während sein Vater auf der Bank gerade eine Seite des *Sonntagsblatts* umschlug und seine Mutter in der Küche die Kartoffeln auf den Herd stellte. Als wäre es ein süßes, buntes Bonbon, ließ Georg die Murmel über die Zunge rollen, von links nach rechts und von vorn nach ... Die Murmel rollte ganz von selbst in die Kehle, wo sie in der Luftröhre stecken blieb, und so sehr der kleine Georg sich auch anstrengte, er bekam das Ding nicht herausgehustet. Auch sein Vater unternahm noch einige vergebliche Versuche, die Murmel zu entfernen – er klopfte dem Kind erst ein paar Mal auf den Rücken und probierte, das bunte Etwas mit den Fingern aus der Kehle herauszufischen –, beschloss dann aber aus einem Impuls heraus, Doktor Hoppe einzuschalten, und wenn er ihm dafür die eigene Seele verkaufen müsste.

Keine zwei Minuten später hielt der Wagen von Werner und Rosette Bayer vor dem Doktorhaus. Werner nahm seiner Frau das Kind ab und stürzte laut rufend auf Doktor Hoppes Zauntor zu: »Herr Doktor! Hilfe! Herr Doktor! Bitte! Hilfe! Hilfe!«

In den umliegenden Häusern wurden prompt die Gardinen zur Seite geschoben, die ersten Türen gingen auf, und die Bewohner des Viertels kamen schnell herbeigelaufen. Nur im Haus von Doktor Hoppe regte sich zunächst nichts, sodass Werner noch lauter zu rufen anfang und den halb erschlafte Körper seines Sohnes in die graue Luft emporhievt, als wollte er ein Opfer darbringen. Im selben Augenblick erschien endlich Doktor Hoppe in der Tür, erfasste auf Anhieb den Ernst der Lage und rannte mit einem Schlüsselbund in der Hand zum Tor.

»Er hat was in der Kehle stecken«, sagte Werner, »er hat irgendwas runtergeschluckt.«

Etwa fünf Augenpaare verfolgten, wie Doktor Hoppe den kleinen Georg aus den Armen des Vaters entgegennahm. Die neugierigen Blicke galten eher dem gesenkten Kopf mit dem roten Haar als dem Gesicht des Kindes, das bereits leicht blau angelaufen war. Ohne ein Wort zu sagen, schlang der Doktor die Arme von hinten um den Oberkörper des bewusstlosen Kleinen, verschränkte die Hände und presste kurz so fest auf den mageren Brustkorb, dass das runde Objekt aus der Kehle des Opfers heraussprang. Die Murmel klackste auf den Bürgersteig und kullerte zum langen Meekers hinüber, der sich inzwischen auch den Umstehenden angeschlossen hatte.

Dann legte Doktor Hoppe den Jungen auf den Rücken, kniete sich neben ihn und brachte seinen Mund an den des Kindes. Reihum hielt man den Atem an, und deutlich war zu vernehmen, wie hier und dort jemand schluckte. Georgs Mutter schluchzte auf, während Irma Nussbaum sich bekreuzigte und laut zu beten anfang. Andere Umstehende wandten den Blick ab, als der Doktor ein paar Mal nach Luft schnappte. Dann presste er den eigenen Atem in die Lunge des Kindes. Gerade hatte Irma die Heilige Rita angerufen, als ein Zucken Georgs Körper durchlief und er wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft zu schnappen anfang.

Ein kollektiver Seufzer der Erleichterung entfuhr der Gruppe, und Rosette Bayer eilte zu ihrem Sohn, um ihn in die Arme zu schließen.

»Mein Junge, ach mein lieber Junge«, heulte sie, während sie ihm den Speichel vom Kinn wischte. Sie nahm das Kind auf den Arm, legte seinen Kopf auf ihre Schulter und sah mit Tränen in den Augen den Doktor an, der einige Schritte zurückgewichen war, als wollte er schon wieder ins Haus gehen.

»Danke, Herr Doktor, Sie haben ihm das Leben gerettet!«

»Nichts zu danken«, sagte Doktor Hoppe, und obwohl er nur drei Worte gesprochen hatte, war allen Umstehenden sofort seine messerscharfe Stimme aufgefallen. Niemand wusste, wohin man schauen oder wie man reagieren sollte. Kurz ent-

stand eine unangenehme Stille. Georgs Vater war es schließlich, der sie durchbrach.

»Herr Doktor, sagen Sie mir, was ich Ihnen schuldig bin.«

»Nichts, Herr ...«

»Bayer. Werner Bayer.« Er hielt dem Doktor die Hand hin, zog sie dann schnell zurück, streckte sie dann aber doch wieder aus, nachdem seine Frau ihm einen unauffälligen Stoß in den Rücken versetzt hatte.

»Nichts, Herr Bayer, Sie sind mir nichts schuldig«, sagte Doktor Hoppe. Hastig schüttelte er die ausgestreckte Hand und sah verlegen zur Seite.

»Aber ich *will* mich auf die eine oder andere Weise bei Ihnen bedanken. Erlauben Sie mir, dass ... dass ich Sie im ›Terminus‹ auf ein Gläschen einlade.«

Werner deutete auf das Wirtshaus gegenüber der Kirche. Doktor Hoppe schüttelte den Kopf und strich erneut nervös mit der Hand über die faserigen Büschel seines fuchsroten Bartes.

»Bitte, kommen Sie doch mit, Herr Doktor, nur auf ein einziges Glas«, drängte Werner ihn. »Ich gebe einen aus. Eine Lokalrunde für alle!«

Dieser Vorschlag wurde einhellig für gut befunden, und nun versuchten auch andere Dorfbewohner, den Doktor zu überreden. Der lange Meekers machte sich den allgemeinen Aufbruch zunutze, um sich unbemerkt nach der Murnel zu bücken. Unauffällig ließ er sie in seiner Jackentasche verschwinden.

»Ja, Herr Doktor, lassen Sie uns trinken«, rief er, um die Aufmerksamkeit abzulenken. »Auf das Wunder! Lang lebe Doktor Hoppe!«

Kurz war in der Gruppe ein Zögern zu verspüren, aber als der kleine Georg den Kopf hob und mit feuchten Augen über die Schulter seiner Mutter in die Runde blickte, konnte Irma Nussbaum nicht mehr an sich halten und rief aus: »Ja, es ist ein Wunder! Ein Mirakel! Lang lebe Doktor Hoppe!«

Damit war das Eis gebrochen, und alle riefen und lachten durcheinander.

»Ich kann nicht«, erklärte der Doktor kopfschüttelnd. Er überstimmte den Lärm mühelos. »Meine Kinder...«

»Dann nehmen Sie Ihre Kinder doch mit«, schlug Werner vor. »Ab und zu ein Schlückchen Genever ist gut fürs Wachstum. Und außerdem wollen wir sie doch endlich auch einmal bewundern.«

Hier und dort wurde beifällig genickt, andere hielten den Atem an und warteten auf eine Erwiderung des Doktors.

»Ich... geben Sie mir fünf Minuten, Herr Bayer. Ich muss noch ein paar Kleinigkeiten erledigen. Gehen Sie ruhig schon vor, ich komme gleich nach.«

Damit drehte er sich auf dem Fuße um und lief den Pfad zum Haus zurück. In seinem Rücken zerstreuten sich die herbeigeströmten Dorfbewohner, von denen nun einige heimwärts, die meisten jedoch direkt ins »Terminus« gingen. In null Komma nichts war die kleine Schenke so rappellvoll, dass Maria, die Tochter des Wirtes René Moresnet, mit einspringen musste. Josef Zimmermann hatte das ganze Geschehen von seinem festen Platz am Fenster aus verfolgt, und als Werner Bayer nun die Tat des Doktors überschwänglich zu loben anfing, schüttelte der hochbetagte Mann den Kopf, kippte in einem Zug seinen Genever hinunter und rief: »Gott allein kann Wunder tun!«

Werner beeilte sich, die Äußerung mit einer beschwichtigenden Geste wegzuwischen, und ein Glas Genever auf seine Rechnung stimmte den Alten gleich viel milder. Er brummte noch kurz etwas in seinen Bart, fortan schwie er. Jedes Mal, wenn die Tür des Wirtshauses sich öffnete, verstummten auch alle anderen Anwesenden und sahen auf. Es waren aber immer nur Nachzügler, die die Neuigkeit vernommen und in aller Eile ins »Terminus« gekommen waren.

»René, gib ihm auch was zu trinken«, rief Werner dann von seinem Hocker am Tresen aus.

Minute für Minute stieg die Spannung, und als schließlich Jacob Weinstein, der Küster des Dorfes, hereinkam und ver-

kündete, er habe den Doktor soeben mit einer Babytrage-tasche sein Haus verlassen sehen, wurden schnell noch ein paar Wetten über Geschlecht und Haarfarbe der Kinder abgeschlossen, vor allem aber über die Größe des Spalts in ihren Gesichtern.

»Schreib: achtzehn Zentimeter«, sagte der lange Meekers zu seinem Vater, der mit einem Stift in der Hand über einen Bierdeckel gebeugt saß. »Echt, Papa! Wenn ich du wäre, würde ich mindestens zwanzig Francs setzen.«

»Wenn ich verliere, zieh ich's dir vom Taschengeld ab«, sagte sein Vater, kritzelte seine Zahl hin und schob den Bierdeckel samt einem Zwanzig-Francs-Stück dem Wirt zu, der beides unter die Geldlade seiner Kasse steckte.

Doktor Hoppe, der seinen Kittel gegen einen langen, grauen Mantel eingetauscht hatte, kam rückwärts ins »Terminus« herein, sodass die Dorfbewohner zunächst seinen gebogenen Rücken und dann erst die blaue Babytrage-tasche zu sehen bekamen, die er, nachdem er durch die Tür war, nun mit gestreckten Armen vor sich her trug. Obwohl alle gesehen hatten, wie viel Mühe es ihn gekostet hatte, das breite Ding durch die Türöffnung zu manövrieren, hatte niemand einen Finger gerührt, um ihm zu helfen. Erst als er sich drinnen etwas verlegen umsah, wo er die schwere Trage abstellen konnte, schnellte Werner Bayer vor. Rasch räumte er ein paar Gläser ab und wies mit einer weit ausholenden Geste auf die freie Fläche. Umgehend sah der am Nebentisch sitzende Florent Keuning zu, dass er woanders ein Plätzchen fand.

»Hier können Sie das Ding abstellen«, sagte Werner.

»Vielen Dank«, entgegnete der Doktor.

Wieder tauschten die Anwesenden befremdete Blicke aus, als sie seine Stimme vernahmen. Der Vater des langen Meekers beugte sich zu Jacob Weinstein, der diese Stimme gerade zum ersten Mal gehört hatte, und flüsterte ihm ins Ohr: »Das kommt durch seine Hasenscharte. Er zieht falsche Luft.«

Der Küster nickte, obwohl er Meekers kaum verstanden hatte, so schwerhörig war er. Mit offenem Mund verfolgte er jede Bewegung des Doktors, der sich über die Babytrage bog und anfang, den regennassen Plastikschatz vom Dach zu lösen.

»Was möchten Sie trinken, Herr Doktor?«, fragte Werner.

»Wasser.«

»Wasser?«

Der Doktor nickte.

»René, ein Glas Wasser für den Herrn Doktor. Und für äh...« Zögernd deutete er auf die Tragetasche mit den Babys.

»Sie brauchen nichts«, sagte der Doktor, als wollte er Rechenschaft ablegen, »ich Sorge gut für sie.«

»Das bezweifle ich keineswegs«, sagte Werner, wobei der gezwungene Tonfall kaum zu überhören war. Nur der Doktor bemerkte ihn offenbar nicht, denn er zeigte keine Reaktion. Er beugte sich über die Tragetasche, klappte das Dach nach hinten und schlug das Spanntuch am Kopfende vollständig zur Seite. Die Schaulustigen in den ersten Reihen wichen einen Schritt zurück oder schoben schnell ihre Stühle nach hinten. Nun versuchten die weiter entfernt Stehenden, einen Blick zu erhaschen, und stellten sich dafür sogar auf die Zehenspitzen. Aber niemandem gelang es, über den Rand zu spähen.

Der Doktor blickte zu Boden und wippte leicht auf den Zehenspitzen. Abgesehen von dem Rauschen des alten Ventilators an der Decke war es mucksmäuschenstill. Es war eine unangenehme Stille, und Werner spürte, dass alle Augen auf ihn gerichtet waren.

»He, Werner, gib dem Doktor mal sein Glas«, rief René Moresnet und hielt ihm ein Glas Wasser hin. Alle Augenpaare verfolgten, wie Werner es dem Doktor weiterreichte, der es mit einem höflichen Kopfnicken entgegennahm.

»Vielen Dank«, sagte er und trat einen Schritt beiseite, wodurch er den Weg zu der Babytrage frei gab. »Kommen Sie nur näher, Herr Bayer.«

Werner trat zögerlich einen Schritt vor.

»Sie sind so ruhig«, bemerkte er. »Schlafen sie?«

»Nein, nein, sie sind wach«, antwortete der Doktor mit einem flüchtigen Blick auf die Kinder.

»Oooh...« Vorsichtig beugte sich Werner etwas vor, bis er meinte, etwas von den Köpfen der Babys zu sehen.

»Sind es Mädchen?«, fragte er.

»Nein, drei Jungen.«

»Drei Jungen«, wiederholte Werner leise und schluckte hörbar. Er drückte sich an dem Doktor vorbei und pirschte sich an den Tisch mit der Babytragetasche heran. Von gegenüber zwinkerte Florent Keuning ihm zu. Werner zog kurz den rechten Mundwinkel hoch und wandte sich dann wieder an den Doktor.

»Wie heißen sie denn?«

»Michael, Gabriel und Raphael.«

In allen Ecken des Wirtshauses erhob sich nun ein Stimmengewirr, und vor Schreck rief Freddy Machon viel lauter, als er wollte: »Die Racheengel!«

Doktor Hoppe wusste ganz offensichtlich nicht, wo er hinsehen sollte. Verlegen nippte er an seinem Glas. Jacob Weinstein, dem die Äußerung Machons entgangen war, schritt ein.

»Wie die Erzengel, nicht wahr, Herr Doktor? Die Botschafter Gottes«, rief der Küster enthusiastisch, als wollte er seine Bibelfestigkeit demonstrieren.

Der Doktor nickte, aber schwieg.

Werner stand noch immer zögernd bei den Kindern. Erneut ergriff er das Wort: »Wie alt sind sie jetzt eigentlich, Herr Doktor?«

»Fast neun Monate.«

Er versuchte sich vorzustellen, wie sein eigener Sohn in dem Alter ausgesehen hatte. Wie groß der Junge damals gewesen war. Und ob er schon Zähne gehabt hatte.

Die Hände auf dem Rücken, beugte er sich mit zusammengekniffenen Augen langsam vor. Das Bild, das seine Phantasie ihm vorgaukelte, ließ ihn das Gesicht verziehen, als hätte

er auf etwas Saures gebissen. Hinter dem Tresen verschanzt, sah René Moresnet zu, wie Werner erst das eine Auge öffnete und dann das andere. Zweimal ließ er den Blick über die offene Babytragetasche gleiten, von vorne nach hinten und wieder zurück. Dann hellte sein Gesicht sich auf.

»Oh, was für eine Überraschung! Sie sehen alle drei gleich aus!«, rief er mit einem Seufzer der Erleichterung. Kurz sah er über die Schulter den Doktor an und wandte sich dann wieder den Kindern zu.

Doktor Hoppe nickte.

»Absolut. Und niemand hat geglaubt, dass es mir gelingen würde.«

Aus einigen Kehlen stieg ein Lachen auf, doch der Doktor verzog keine Miene, weshalb sich manch einer fragte, ob es überhaupt als Scherz gemeint gewesen war. Werner kümmerte sich nicht darum und winkte den Umstehenden: »Kommt schon, das müsst ihr euch ansehen!«

René Moresnet kam hinter seinem Tresen hervor und schob Wilfred Nussbaum vor sich her. Erst als beide Männer sich über die Kinder gebeugt und genauso enthusiastisch reagiert hatten wie Werner, kamen auch die anderen näher. Es wurde geschubst und gedrängelt, und unter allerlei Oooohs und Aaaaaahs versuchten nun alle, einen Blick auf die drei Babys zu erhaschen.

Was allen Schaulustigen sofort auffiel, war die Art und Weise, wie der Doktor sie in die Babytragetasche hineingelegt hatte, damit sie zu dritt Platz darin fanden. Zwei Kinder lagen zum Kopfende hin, wobei das eine mit dem linken Ohr und das andere mit dem rechten an der Seitenwand anlag. Der dritte lag mit dem Kopf zum Fußende hin, die Füße zwischen den Köpfen seiner Brüderchen.

»Wie Ölsardinen«, flüsterte Freddy Machon.

Die Kinder waren nicht zugedeckt, aber um sie gegen die Kälte zu schützen, hatte ihr Vater sie in flauschige, mausgraue Strampelanzüge gesteckt, die vom Hals bis zu den Füßen gin-

gen. Auf der linken Brusthälfte war jeweils ein kleines Segelschiff aufgenäht, aber dieses Detail fiel den meisten Dorfbewohnern erst auf, nachdem sie mit den Blicken die Gesichter abgesucht hatten. Von klaffenden Spalten, wie sie der lange Meekers beschrieben hatte, war keine Spur zu entdecken. Wohl aber schien bei allen drei Kindern die Oberlippe genäht worden zu sein, wovon eine schräge Narbe zeugte, die sich genau wie beim Doktor bis unter die breite, platte Nase zog. Die großen Schädel der Kinder – »Erst dachte ich, sie hätten Helme auf«, erklärte René Moresnet später – waren mit noch spärlichem, aber langem roten Haar bedeckt. Von ihrem Vater hatten sie auch die graublauen Augen und die blasse Haut geerbt. Ihre hohen Stirnen und die Wangen waren leicht schuppig, wie auch die Handrücken.

»Sie haben zu trockene Haut. Er muss Babycreme nehmen«, flüsterte Maria Moresnet, selbst Mutter unehelicher Zwillinge von anderthalb Jahren.

Zumindest waren sich alle darüber einig, dass die drei Brüderchen einander zum Verwechseln ähnlich sahen und keineswegs solche Monster waren, wie sich viele vorgestellt hatten. Es waren sicher keine hübschen Kinder, und wer sie hässlich nannte, was freilich nur im Flüsterton geschah, dem mochte niemand Unrecht geben. Aber statt Abscheu erregten sie, vor allem bei den jungen Müttern, eher Mitleid. Keiner der Umstehenden rührte sie jedoch an oder streichelte ihr rotes Haar, und genauso wenig sprach jemand ihre Namen aus, als fürchte man, damit die Engel selbst anzurufen. Wer erwartet hatte, dass sie verängstigt darauf reagieren würden, plötzlich im Mittelpunkt des Interesses zu stehen, nachdem sie monatelang eingesperrt gewesen waren, hatte sich getäuscht. Sie reagierten vielmehr überhaupt nicht. Vielleicht waren sie überwältigt von all den Eindrücken, jedenfalls gaben sie auch dann keinen Pieps von sich, wenn ihnen jemand eine Grimasse schnitt oder »ga-ga-ga« und »dibi-dibi-dibi« sagte.

»Als ob sie unter Drogen stünden«, flüsterte René Moresnet.

Nachdem fast alle bereits einen Blick in die Babytragetasche geworfen hatten, traten auch der lange Meekers und sein Vater vor. Der Junge fing sich prompt einen ordentlichen Rippenstoß ein. »Achtzehn Zentimeter, du Einfaltspinsel!«, zischte sein Vater ihm zur Erheiterung der Umstehenden zu. Um die Aufmerksamkeit abzulenken, wandte er sich schnell an den Doktor. »Können sie schon sprechen?«

Hinter dem Tresen reagierte Maria Moresnet spöttisch: »Doch nicht mit neun Monaten!«

Doktor Hoppe nickte und sagte trocken, als teile er einem Grippepatienten seine Diagnose mit: »Schon seit dem sechsten Monat.«

»So früh schon, Herr Doktor?«, fragte Maria ungläubig.

Der Doktor nickte wieder.

»Französisch und Deutsch«, sagte er so ernst, dass es künstlich wirkte.

Nun fing Maria an zu lachen: »Ach, Sie machen Witze.«

Aber wieder lachte der Doktor nicht mit. Er schien sogar irgendwie beleidigt zu sein.

»Ich muss gehen«, sagte er stattdessen plötzlich, trat zu der Babytragetasche und klappte das Dach hoch.

»Möchten Sie nicht noch etwas trinken, Herr Doktor?«, versuchte es René Moresnet.

Der Doktor schüttelte den Kopf, bereits damit beschäftigt, das Tuch am Kopfende der Tasche wieder zu spannen.

»Herr Doktor?«, ließ sich plötzlich aus dem vorderen Bereich des Wirtshauses eine Stimme vernehmen, die bislang geschwiegen hatte. Es folgte ein Räuspern, und dann rief jemand erneut und diesmal lauter: »Herr Doktor, dürfte ich Ihre Söhne wohl auch einmal sehen?«

Der Doktor sah verwundert auf und wandte den Kopf in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Ein Mann mit einem von Falten überzogenen Gesicht, dessen eines Auge geschlossen blieb, saß an einem Tisch am Fenster und hatte seine sehnige Hand halb erhoben.

»Mein Name ist Josef Zimmermann, Herr Doktor.«

Hier und dort erklang unterdrücktes Lachen. Mit seinem einen Auge blickte der alte Zimmermann streng in die Runde.

»Können Sie sie nicht kurz hierher bringen?«, wandte er sich dann erneut an den Doktor. »Ich bin schlecht zu Fuß.« Mit einem Nicken deutete er auf den Wanderstock, der an der Lehne seines Stuhls hing.

»Wenn Sie es wünschen, Herr Zimmermann«, sagte der Doktor.

Es war wieder sehr still geworden im Wirtshaus, und mit gespannten Blicken verfolgte man, wie Doktor Hoppe nach den Riemen der Babytragetasche griff und sie in einer weit ausholenden Bewegung vom Tisch schwenkte. Er ging zu dem alten Zimmermann hinüber, beugte sich vor und stellte die Tasche direkt neben die mageren Beine des Greises.

»Danke«, sagte Zimmermann, den Blick auf den gebeugten Rücken des Doktors gerichtet.

Der Doktor klappte erneut das Dach herunter und richtete sich dann auf, während der alte Mann ihn mit seinem einen noch sehfähigen Auge eindringlich ansah. Die pechschwarze Pupille füllte beinahe die gesamte Iris aus. Sein anderes Auge war kaum mehr als ein horizontaler Streifen, umrandet von einer gelblichen Kruste.

»Ich habe Ihren Vater und Ihre Mutter noch gekannt«, sagte Zimmermann.

Kurz schien der Doktor in der Bewegung innezuhalten, ein Zögern, als habe er irgendwo einen Stich verspürt. Dann richtete er sich doch vollständig auf und versuchte, sich irgendeine Haltung zu geben. Erst verschränkte er die Arme vor der Brust, dann ließ er sie wieder sinken, und schließlich stemmte er die Hände in die Seiten.

»Ihr Vater, das war noch ein guter Arzt«, fuhr der alte Mann fort. »Solche wie ihn gibt es heute gar nicht mehr.«

Es lag etwas Infames in der Bemerkung, aber Doktor Hoppe reagierte nicht darauf. Er starrte wortlos seine Kinder an. Ein

tiefer Seufzer entfuhr Josef Zimmermann, der nun seinen Stuhl zurückschob. Träge beugte er sich über das Kopfende der Tragetasche. »Soso, das sind sie also. Sie sehen Ihnen ähnlich.« Er unterbrach sich kurz und sagte dann: »Wo ist denn ihre Mutter, wenn ich fragen darf?«

Hinter dem Rücken des Doktors sahen verschiedene Dorfbewohner einander überrascht an. Alle hatten sie sich darüber monatelang den Kopf zerbrochen, aber niemand hatte es gewagt, sich danach zu erkundigen.

Doktor Hoppe war jedoch nicht aus dem Konzept gebracht, fast schien er die Frage erwartet zu haben. Er holte kurz Luft und sagte dann, nach einer kurzen Pause: »Sie haben keine Mutter. Nie eine gehabt.«

Kurz schien das Josef Zimmermann zu verwirren, aber dann fasste er sich wieder und sagte, indem er sich zurücklehnte: »Es tut mir Leid, Herr Doktor, ich wusste nicht ...«

Plötzlich ließen die Babys sich doch noch vernehmen. Alle drei sperrten sie gleichzeitig die Münder auf und brachen in ein Geheul aus, das so einstimmig klang, als käme es aus einer einzigen Kehle. Es versetzte die Trommelfelle der Umstehenden ins Schwingen. Sogar der schwerhörige Weinstein hielt sich die Ohren zu. Auch den Doktor schien das Geheul nervös zu machen, aber er unternahm keinerlei Versuch, seine Kinder zu beruhigen. Hastig klappte er das Dach der Babytragetasche hoch und brachte den Plastikschatz wieder an. Dann hob er die drei Kinder hoch, wodurch das Geheul noch zuzunehmen schien, und manövrierte sie zwischen den Tischen und Stühlen hindurch zur Tür, die er nicht gleich aufbekam. Werner Bayer eilte ihm zu Hilfe und hielt sie so weit wie möglich auf, während er zum Abschied nervös mit dem Kopf nickte. Er sah dem Doktor nach, bis dieser die Straße überquert hatte. Dann schloss er die Tür wieder, drehte sich mit einem Ruck um und blickte wütend zu Josef Zimmermann hinüber.

»Musste das jetzt sein?«, rief er. »Verdammt noch mal, er hat das Leben meines Sohnes gerettet!«

Wer in den ersten Tagen nach dem Vorfall mit Georg Bayer noch gezögert hatte, Doktor Hoppe zu konsultieren, änderte seine Meinung, nachdem Pastor Kaisergruber sich wegen einer Magenschleimhautentzündung hatte behandeln lassen. Eigentlich war es weniger dieses schleichende Leiden gewesen, das den Geistlichen zum Doktor getrieben hatte, als vielmehr seine Neugier. Doch auch sein Gewissen hatte eine Rolle gespielt, denn es hatten sich in der Vergangenheit bestimmte Dinge ereignet, und er fragte sich, was dem Doktor davon wohl noch in Erinnerung geblieben war.

»Sie sehen Ihrem Vater sehr ähnlich.«

So hatte er angesetzt, nachdem der Doktor ihn ziemlich kühl und sachlich im früheren Sprechzimmer empfangen hatte, das noch voller Kartons stand und lediglich mit einem alten Schreibtisch und zwei Stühlen ausgestattet war.

Victor Hoppe hatte lediglich mit einem Kopfnicken reagiert und sich erkundigt, welcher Art die Beschwerden genau seien.

Kurz darauf hatte es der Priester erneut versucht: »Ihre Mutter war ein frommer und guter Christenmensch« – sie schon, war ihm auf der Zunge gelegen.

Wieder nur dieses Kopfnicken. Aber diesmal hatte er auch ein Zögern beim anderen bemerkt. Das war doch schon mal was.

Der Doktor hatte ihn gebeten, seine Soutane abzulegen. Das hatte er getan, auch wenn es ihm so vorgekommen war,

als legte er damit ein Schutzschild gegen das Böse ab. In auffallender Weise hatte er deshalb während der Untersuchung ein paar Mal das silberne Kreuz berührt, das er an einer Kette um den Hals trug, in der Hoffnung, den Doktor dadurch irgendwie abzuschrecken.

Scheinbar beiläufig hatte er dann gesagt: »Nächste Woche ist der Feiertag der Heiligen Rita. Dann pilgert das ganze Dorf wieder auf den Kalvarienberg in La Chapelle, zu den Klarissen.«

Der Doktor hatte ihm in der Magengegend auf den Bauch gedrückt, genau an der Stelle, wo der Schmerz am schlimmsten war. Er hatte einen Schrei ausgestoßen und einen Fluch hinuntergeschluckt.

»Hier sitzt es«, hatte Doktor Hoppe mit einem Nicken gesagt, »beim Übergang von der Speiseröhre zum Magen.« So war er dem gerade angeschnittenen Thema wiederum ausgewichen, aber Pastor Kaisergruber war sich sicher, dass seine Bemerkung dem Doktor ebenso weh getan hatte wie ihm selbst der Druck des Daumens auf den Bauch.

Zur Behandlung seines Leidens hatte er einen selbst gemachten Sirup bekommen, und als er den Doktor dafür bezahlen wollte, hatte dieser den Kopf geschüttelt und gesagt: »Es ist meine Pflicht, Gutes zu tun. Es ziemt sich nicht, dafür Geld zu verlangen.«

Von diesen Worten war der Priester kurz überrumpelt gewesen. Dann hatte er sich gefragt, ob der Doktor sie ironisch gemeint hatte. Fast schon automatisch hatte er geantwortet, das sei sehr nobel, und leicht verwirrt war er gegangen. Die Säure in seinem Magen hatte gebrannt wie Pech und Schwefel.

Zu Hause hatte er einen kleinen Löffel von dem Sirup genommen, weniger als die verordnete Menge – wenn es nun vergiftet war? –, und schon bald war das Sodbrennen erträglicher geworden. Nach zwei Tagen war es fast ganz verschwunden gewesen, und weitere zwei Tage später fühlte er sich, als hätte er nie irgendwelche Beschwerden gehabt. Allein

dadurch war er so erleichtert, dass er bei der nächsten Messe Kapitel 6 aus dem Lukas-Evangelium vorlas, obwohl dem liturgischen Kalender zufolge ein anderer Text an der Reihe gewesen wäre.

»Richtet nicht«, predigte er an jenem Sonntag, »so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebet, so wird euch vergeben.«

Und alle Anwesenden sahen mit eigenen Augen, dass der Priester bei der Kommunion zum ersten Mal seit Wochen nicht vor Schmerzen das Gesicht verzog, als er den billigen Messwein hinunterschluckte, der ihm sonst immer den Magen verengt hatte.

Hühneraugen, trockener Husten, Frostbeulen an den Zehen, ein Furunkel oder eine Schürfwunde: Seit der Genesung Pastor Kaisergrubers war den Wolfheimern das kleinste Wehwehchen Grund genug, am Zauntor des Doktorhauses zu klingeln. Aber auch diejenigen, die unter einer unheilbaren Krankheit, einem schleichenden Bandscheibenvorfall oder, wie Gunther Weber, an angeborener Gehörlosigkeit litten, stäteten Doktor Hoppe einen Besuch ab, natürlich in der Hoffnung, dass er für ein neues Wunder sorgen würde.

Obwohl Irma Nussbaum anderes behauptet hatte, schien der Doktor noch nicht recht auf den Empfang all der Patienten vorbereitet zu sein. Wie schon der Priester festgestellt hatte, konnte von einem echten Sprechzimmer noch keine Rede sein, und auch das frühere Wartezimmer war noch nicht wieder hergerichtet, wie sich herausstellte, sodass Patienten mitunter in der kleinen Diele warten mussten, wo es kalt von der Haustür hereinzog.

Stets entschuldigte der Doktor sich für die Unannehmlichkeiten und ließ wissen, er habe noch nicht alles ausgepackt, weshalb er auch bei der Untersuchung regelmäßig den Raum verlassen musste, um irgendwelche Dinge zu holen, wie etwa ein Blutdruckmessgerät oder Desinfektionsmittel.

Doktor Hoppe war stets freundlich und zuvorkommend,

und er verlangte nie ein Honorar, wodurch er sich, vielleicht unbewusst, bei den Dorfbewohnern noch beliebter machte. Nach kurzer Zeit kamen diese zu allen möglichen und unmöglichen Tageszeiten, von frühmorgens um halb sieben, kaum dass das Licht hinter den Fenstern des Doktorhauses angegangen war, bis spät in den Abend hinein. Mitunter nahm man die Dienste des Doktors sogar noch mitten in der Nacht in Anspruch, wie das eine Mal, als Eduard Mantels aus der Napoleonstraße 20 einfach nicht einschlafen konnte, auch nach zwei Tassen Lindenblütentee mit Rum nicht, und zu guter Letzt den Doktor aus dem Bett holte, um sich ein Schlafmittel geben zu lassen.

Eines Samstags im Juli, ein paar Wochen nach der Wiederauferstehung Georg Bayers, hing schließlich ein Schild mit Sprechstunden am Tor des Doktorhauses: von neun bis elf Uhr morgens und von halb sieben bis acht Uhr abends, nur werktags. Und außerhalb dieser Zeiten sollte man telefonisch einen Termin vereinbaren. Einige Einwohner waren darüber aufgebracht, weil ihrer Ansicht nach ein Doktor immer für seine Patienten da zu sein hatte, aber die meisten hatten durchaus Verständnis für die Entscheidung Doktor Hoppes, der im Gegenzug den Warteraum und das Sprechzimmer in Ordnung bringen ließ. Damit beauftragte er Florent Keuning, der sich regelmäßig mit Handwerksarbeiten etwas hinzuverdiente. Nun verpasste er den Wänden also einen neuen Anstrich, lackierte Fenster und Türen, schliff die Holzböden ab und versiegelte sie. Auch in den restlichen Teilen des Hauses gab es einiges zu erledigen: Scharniere und Klinken ölen, klemmende Fenster und Türen in Ordnung bringen, Feuchtigkeitsflecken an den Wänden und Decken untersuchen und behandeln, ein paar altersschwache Rohre dichten. Alles in allem war er einen guten Monat zugange.

Unterdessen bekam er zu seiner eigenen Überraschung auch ab und zu die Drillinge zu Gesicht. Seit der Doktor seine Kinder jenes eine Mal im »Terminus« gezeigt hatte, hatte niemand mehr einen Blick auf sie erhaschen können, weder drinnen noch draußen. Nicht einmal ihr Geheul hatte man noch

vernommen, obwohl die Patienten im Wartezimmer darauf immer besonders geachtet hatten.

»Die Kinder sind so still«, hatte man gelegentlich zum Doktor gesagt.

»Es sind sehr ruhige Kinder«, hatte er jedes Mal geantwortet, »ich brauche mich wenig um sie zu kümmern.«

Natürlich wurde auch Florent sofort darauf angesprochen, als er im »Terminus« erzählte, er habe die kleinen Jungen gesehen.

»In der Tat, sie sind sehr still«, bestätigte er. »Sie sitzen immer in ihren Babywippen und starren vor sich hin, als würden sie über etwas ganz Kompliziertes nachdenken. Sie haben noch nicht mal aufgesehen, als ich vor ihren Augen einen Nagel in die Wand gehämmert hab, keine fünf Meter von ihnen entfernt. Ich glaube, sie haben mich gar nicht wahrgenommen.«

»Valium«, bemerkte René Moresnet, »eindeutig Valium.«

»Ach, hör doch auf«, ging seine Tochter dazwischen, »vielleicht waren sie ein bisschen kränklich oder müde oder so. Geh doch nicht immer gleich vom Schlimmsten aus.«

Maria wollte wissen, ob die Kinder immer noch so seltsam aussähen. Eigentlich meinte sie hässlich, aber das sagte sie nicht.

»Ihr Haar ist noch röter als damals, als sie hier waren«, gab der Gelegenheitsarbeiter Auskunft. »Nicht so ein grelles Rot wie beim Doktor, eher eine Farbe, als hätten sie die Köpfe in Eimer mit Mennige gesteckt.«

»Und...«, setzte Jacques Meekers in fragendem Tonfall an, wobei er auf seine Oberlippe deutete.

»Handwerklicher Pfusch. Wie wenn man bei einem geborstenen Stück Holz ein bisschen Kitt und abgeschabte Reste in den Spalt stopft, um ihn wieder dicht zu kriegen. Unprofessionell, würd ich sagen.«

»Und können sie wirklich schon sprechen?«, wollte Maria wissen.

Florent zuckte mit den Achseln. »Ich hab jedenfalls nichts gehört.«

»Das dachte ich mir schon«, sagte Maria.

Auch auf der Straße wurde Florent Keuning in den nächsten Tagen immer wieder angesprochen. Einige Frauen wollten beispielsweise wissen, ob der Doktor eigentlich allein mit dem Haushalt zurechtkam.

»Ich denke schon. Es ist jedenfalls alles picobello. Er sagt auch immer, dass ich möglichst wenig Dreck machen soll.«

»Aber wickelt er die Babys auch oft genug?«, fragte Irma Nussbaum, Mutter zweier erwachsener Kinder.

»Und sind ihre Anzihsachen sauber?«, sorgte sich Helga Barnard, die drei Töchter großgezogen hatte.

»Probiert er die Milch, bevor er sie ihnen zu trinken gibt, ob sie auch nicht zu heiß ist?«, fragte Odette Surmont, die schon vier Enkelkinder hatte.

»Von so was hab ich keine Ahnung«, sagte Florent, »das ist nichts für Männer.«

»Eben, ohne Frau ist das gar nicht so leicht. Der Doktor braucht dringend eine Haushaltshilfe«, wurde beschlossen.

Eine Frau nach der anderen versuchte alsbald, den Worten Taten folgen zu lassen. Anlässlich simulierter Migräneanfälle erkundigte man sich, ob der Doktor nicht vielleicht eine Haushaltshilfe oder ein Kindermädchen gebrauchen könne, doch Mal um Mal dankte er für das freundliche Angebot und blieb dabei, er könne die Arbeit allein bewältigen. Nichtsdestotrotz nahm er mit deutlichem Interesse die Tipps zur Kenntnis, die man ihm gab, etwa wie die Schmerzen beim Durchkommen der ersten Zähne gelindert werden konnten.

»Sie müssen ihnen ein tiefgefrorenes Stück Brottrinde zu kauen geben, Herr Doktor«, riet Odette Surmont, während Helga Barnard schwor, bei ihren drei Töchtern hätte ein frischer Zwiebelring hervorragend geholfen.

Umso bestürzt war deshalb Irma Nussbaum, Helga Barnard und Odette Surmont, als sie ein paar Tage später von Flo-

rent Keuning vernahmen, Charlotte Maenhout werde zukünftig auf die Kinder des Doktors aufpassen. Beim Fegen der Bürgersteige waren sich die drei Frauen am späten Nachmittag an der Ecke Napoleonstraße/Kirchstraße begegnet und hatten den Gelegenheitsarbeiter, der gerade seinen letzten Arbeitstag im Haus des Doktors hinter sich hatte und unterwegs ins »Terminus« war, um sein fürstliches Trinkgeld auf den Kopf zu hauen, sofort umkreist. Die Neuigkeit brachte ihre Besen zum Schweigen, während sie selbst in lautstarken Protest ausbrachen. Frau Maenhout mochte wohl als ehemalige Lehrerin einige Erfahrung mit der Erziehung von Schulkindern haben – sie hatte jahrelang eine erste Klasse an der kleinen Schule in Gemmenich unterrichtet –, aber eigene Sprösslinge hatte sie nie gehabt und einen Mann auch nicht. Woher sollte sie in Gottes Namen wissen, was für Bedürfnisse kleine Kinder hatten?

Helga fragte noch, ob der Gelegenheitsarbeiter auch wirklich sicher war, woraufhin er anfang zu erzählen, wie er eines Vormittags einer Tür den letzten Anstrich verpasst hatte, als Doktor Hoppe und Frau Maenhout in die Küche gekommen waren, wo die Kleinen wie immer puppenhaft in ihrem Laufstall gesessen hatten.

»War es wirklich Charlotte Maenhout?«, unterbrach Irma ihn sofort. »Aus der Aachener Straße?«

Florent nickte selbstsicher und sagte, Charlotte Maenhout würde er aus einem Kilometer Entfernung erkennen, was niemand bestreiten konnte, denn keine andere Frau aus dem Dorf war so stramm gebaut wie die 68-jährige Lehrerin, die sich vor drei Jahren in Wolfheim niedergelassen hatte, als sie in Rente gegangen war. Sie war groß – ein Meter vierundachtzig – und hatte ein breites Kreuz und einen krummen Rücken, weil sie jahrelang Tag für Tag mehrere Stunden vornüber gebeugt gestanden hatte, um die unbeholfenen Schreibhände der jüngsten Schüler übers Blatt zu dirigieren. Durch diese Krümmung versank ihr Hals zwischen den klobigen Schultern, und um

diesem Eindruck entgegenzuwirken, trug sie ihr langes, silbergraues Haar immer zu einem Dutt gebunden oder steckte es mit einer hölzernen Haarnadel hoch. Auffallend war auch ihr großer Busen, oder, wie Florent es umschrieb, ihr Riesenstapel Holz vor der Hütte.

»Was hat sie gesagt? Was hat der Doktor gesagt?«, wollte Helga wissen.

»Der Doktor hat ihr erstmal seine Kinder vorgestellt«, antwortete der Handwerker und hielt sich die Nase zu, um Doktor Hoppes Stimme nachzuahmen: »Das ist Raphael. Mit dem grünen Armband. Das ist Gabriel. Mit dem gelben Armband. Und der mit dem blauen Armband ist Michael.«

Und in normalem Tonfall fügte er hinzu: »Sie haben so Plastikbänder um die Handgelenke. Wie bei den Kindern im Krankenhaus, versteht ihr? Bei den Farben bin ich mir nicht ganz sicher, aber so ähnlich war es. Und dann hat er zu den Kleinen gesagt, Frau Maenhout würde in Zukunft auf sie aufpassen kommen.«

Die drei Frauen schüttelten die Köpfe, und Irma Nussbaum sprach laut aus, was alle dachten: »Warum in Gottes Namen sie? Sie ist nicht mal von hier.«

»Wart mal ab«, unterbrach der Handwerker sie, »das war noch nicht alles. Gleich nachdem der Doktor das gesagt hatte, haben sie nämlich alle drei gleichzeitig aufgesehen und ihr zugezwinkert.«

Die Frauen schauten ihn mit offenem Mund an.

»So sah es zumindest aus«, schwächte er seine Erklärung ein wenig ab.

»Und dann? Was hat Frau Maenhout dann gemacht?«, fragte Odette.

»Nichts weiter. Sie hat gefragt, um welche Zeit sie kommen soll, und der Doktor hat gesagt: halb neun. Und dann ist sie gegangen. Genau wie jetzt ich. Wenn ich so frei sein darf, die Damen? Ich hab nämlich noch ein fettes Trinkgeld seiner Bestimmung zuzuführen.«

Mit spitz vorgestreckten Armen bahnte er sich einen Weg zwischen den murmelnden Frauen hindurch. Nach ein paar Schritten wandte er sich noch einmal um und fügte hinzu: »Der Herr Doktor bezahlt gut. Ich schätze, Frau Maenhout wird keinen Grund haben, ihre Entscheidung zu bedauern.«

Daraufhin stiefelte er geradewegs ins »Terminus«. Nach einem kurzen Moment der Stille lösten sich die Frauenzungen wieder.

Am nächsten Morgen um halb neun strebte Charlotte Maenhout mit festem Schritt über die Napoleonstraße ihrem Ziel zu. Im Vorbeigehen winkte sie Jacob Weinstein zu, der gerade die kleinen Pfade auf dem Kirchhof mit der Stoßhacke von Unkraut säuberte und zurückgrüßte, indem er kurz das Kinn in die Luft reckte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte Irma Nussbaum schon vor einer guten halben Stunde hinter dem Küchenfenster Stellung bezogen. Die ehemalige Lehrerin hatte ein weißes, gehäkeltes Tuch um ihre breiten Schultern geschlagen. Ihre großen Brillengläser, eingefasst in ein Gestell aus Horn, blitzten ab und zu im Licht der bereits über die Dächer gestiegenen Sonne auf. Frau Maenhout klingelte am Tor des Doktorhauses und schaute sich dann kurz um – Irma erstarrte hinter der Gardine –, wobei ihr rundes Gesicht in auffälligem Kontrast zu ihrem grobschlächtigen, kräftigen Körper stand. In ihren funkelnden Augen, die durch die große Brille gut zu sehen waren, lag derselbe freundliche Ausdruck, der einst auch die Schulkinder friedlich gestimmt hatte angesichts einer Frau, die für sie eine Riesin war.

Als die Haustür des Doktors aufging, sah Frau Maenhout wieder nach vorn. Irma beobachtete, wie Doktor Hoppe in der Türöffnung linkisch die Hand zum Gruß hob. Seinen Kittel hatte er noch nicht zugeknöpft. Mit großen Schritten lief er auf das Tor zu und öffnete es. Er bedeutete Frau Maenhout, ihm zu folgen, und ließ das Zauntor für die im Laufe der nächsten zwei Stunden zu erwartenden Patienten einen Spalt breit offen stehen.

Während Charlotte Maenhout dem Doktor ins Haus folgte, musste sie unwillkürlich wieder an das Gespräch vom Vortag denken. Sie war wegen ihres hohen Blutdrucks in die Praxis gekommen, und Doktor Hoppe hatte die Gelegenheit genutzt, sie gründlich zu untersuchen und ihr allerlei Fragen für die Patientenakte zu stellen, die er immer anlegte, wenn jemand zum ersten Mal kam. Er fragte nach früheren Beschwerden, nach eventuellen Operationen und nach Krankheiten oder sonstigen Belastungen in der Familie. Außerdem erkundigte er sich nach ihren Lebensgewohnheiten, wie sie sich ernährte und ob sie rauchte oder trank. Ihre Antworten hatten ihn zufriedengestellt; sie hatte allerdings verschwiegen, dass sie leidenschaftlich gern naschte. Als er fragte, ob sie verheiratet war, Kinder hatte – »Der Herr Doktor sucht bereits nach einer neuen Frau«, hatte Odette Surmont ihren Freundinnen erzählt, nachdem ihr bei der ersten Untersuchung dieselben Fragen gestellt worden waren –, hatte sie lachend erwidert, vor vierzig Jahren habe man von Lehrerinnen an einer Nonnenschule noch erwartet, dass sie alleine ein kleines Zimmer bewohnten und ledig blieben. Später sei sie dann zu alt und vor allem zu weise gewesen, um sich noch einen Mann zu suchen. Den Witz hatte er offensichtlich nicht verstanden, zumindest war er nicht darauf eingegangen und hatte sich lediglich eine Notiz gemacht. Aber so wusste er zumindest, dass er sich irgendwelche Avancen von vornherein sparen konnte, hatte sie noch gedacht. Von seinem Äußeren her fand sie ihn alles andere als anziehend, ja sie verspürte sogar einen gewissen Widerwillen gegen ihn. Schon bei der ersten Begegnung hatte sie festgestellt, dass Martha Bollen nicht übertrieben hatte: Als Gott die Schönheit unter den Menschen verteilte, stand der Doktor in der letzten Reihe, hatte sie gesagt. Überall, auf dem Kopf, den Armen und den Handrücken, hatte sein Haar die grelle Farbe junger Mohrrüben. Der Bart war etwas dunkler und sah an Kinn und Kiefer aus wie ein Gewirr verrosteten Stacheldrahts, während es auf den Wangen und unter dem Mund in dünnen Büscheln

wuchs. Weil die Haut dort, wo sich die Narbe von der Operation seiner Hasenscharte befand, ganz glatt war, sah es aus, als hätte jemand grob mit dem Rasiermesser hantiert und ein Stück aus seinem Schnurrbart herausgeschnitten. Hinzu kamen seine nasale, eintönige Stimme und sein Sprechfehler, durch den die Laute, die mit der Zunge am Gaumen hervorgebracht werden, so wie »t« und »l«, kaum zu hören waren. Lediglich an seiner schlichten Kleidung war nichts auszusetzen, braune Samthose und beigefarbenes Hemd. Aber das reichte nicht, um Frau Maenhout zu beruhigen – obwohl der Doktor genau das durchaus versucht hatte. Während der Untersuchung hatte er immer erklärt, was er als Nächstes machen würde, und zwischendurch hatte er in einer direkten, aber unaufdringlichen Weise alle möglichen Fragen gestellt. Etwa schien er aufrichtig an ihrer Kenntnis der französischen, deutschen und niederländischen Sprache interessiert zu sein. Ob sie zufällig ein niederländisches Schlaflied kenne mit den Zeilen »De bloempjes gingen slapen. Zij waren geuensmoe«. Er sprach mit Akzent, aber sie wusste, welches Lied er meinte. Sie kannte es sogar auf Deutsch: »Die Blümelein, sie schlafen schon längst im Mondenschein«.

»Das heißt »Het zandmannetje«.«

»Wie?«

»»Het zandmannetje«. Das Sandmännchen.« Hauptsache, ich soll es ihm jetzt nicht vorsingen, dachte sie, aber er verlangte nichts dergleichen. Er hatte weitere Fragen gestellt, unter anderem über ihren früheren Beruf. Wiederum hatte er sich sehr interessiert daran gezeigt, dass sie beinahe ihre ganze Laufbahn über in der ersten Klasse in Gemmenich unterrichtet und in den ersten Jahren zudem noch die Vorschulkinder unter ihrer Obhut gehabt hatte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie noch nicht verstanden, worauf der Doktor hinauswollte, und als er sie ganz beiläufig gefragt hatte, ob sie bereit wäre, während seiner täglichen Sprechstunden auf seine drei kleinen Söhne aufzupassen, war sie so überrascht gewesen, dass

sie keinen Ton herausgebracht hatte. Darüber war er hinweggegangen und hatte ihr stattdessen die Kinder selbst gezeigt, in der Küche, wo sie in ihren Babywippen saßen.

Sie war erschrocken, obwohl sie natürlich vorgewarnt war durch die vielen Geschichten, die über die Kinder die Runde machten. Sie sahen eher aus wie Kinderzeichnungen als wie echte Kinder: Die Größenverhältnisse stimmten nicht. Die Köpfe waren im Verhältnis zu den Körpern zu groß, und dasselbe galt für die Augen im Verhältnis zum Kopfumfang. Das war ihr gleich aufgefallen.

Dann hatte der Doktor ihr die Kinder anhand der verschiedenfarbigen Bänder vorgestellt, die sie jeweils ums Handgelenk trugen. Je länger sie die drei angesehen hatte, desto mehr war sie zu der Überzeugung gelangt, dass sie tatsächlich mit bloßem Auge nicht voneinander zu unterscheiden waren. Gleichzeitig hatte sie auch bemerkt, wie viel sie von ihrem Vater geerbt hatten: das Haar, die Haut, die Augen und leider auch die Hasenscharte, rechts oberhalb der Lippe, an derselben Stelle wie bei ihm.

Und noch etwas anderes hatte sie in der kurzen Zeit, die sie in Gegenwart der Kinder verbracht hatte, bemerkt: Die Kinder sahen sie nie an. Auch darin waren sie ihrem Vater ähnlich. Schon bei der Untersuchung war ihr aufgefallen, dass er jeden Blickkontakt zu vermeiden suchte. Er starrte immer zu Boden, wohingegen seine Söhne sich vor allem auf die eigenen Hände konzentrierten, die sie ständig bewegten, so als befühlten sie unsichtbare Gegenstände.

»Frau Maenhout kommt ab morgen auf euch aufpassen«, hatte sie ihn dann zu ihrer Überraschung verkünden hören.

Sie wollte gerade protestieren, da hoben alle drei Kinder gleichzeitig die Köpfe und sahen sie aus ihren viel zu großen Augen an. Noch im selben Moment stand ihr Entschluss fest.

»Um welche Zeit soll ich morgen hier sein?«, hatte sie gefragt.

»Halb neun«, hatte er geantwortet.

Unmittelbar darauf war sie gegangen, und erst, als sie schon wieder draußen vor der Tür stand, war ihr aufgefallen, dass sie sich gar nicht von den Kindern verabschiedet hatte.

»Sind Sie bereit?«, fragte der Doktor, bevor er die Tür zur Küche öffnete.

Sie wusste es eigentlich nicht. Sie hatte keine Ahnung, was er von ihr erwartete. Bislang hatten sie weder über die Kinder gesprochen, noch war von Geld die Rede gewesen. Selten war sie so impulsiv zu Werke gegangen.

»Ich denke schon«, sagte sie und überraschte sich wiederum selbst mit dieser Antwort.

Die Kinder saßen wie schon am Vortag in ihren Babywippen. Es schien, als hätten sie sich überhaupt nicht vom Platz bewegt. Und wieder konzentrierten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die eigenen Hände, die sie nie still hielten. Ihre Bewegungen schienen sogar einem bestimmten Rhythmus zu folgen, wodurch ihnen etwas Mechanisches anhaftete.

Vielleicht langweilen sie sich, dachte Frau Maenhout, der auch aufgefallen war, dass es nirgends Spielzeug oder Kuschtiere gab.

»Hallo zusammen«, sagte sie.

Es erfolgte keine Reaktion.

»Sie sind ein bisschen schüchtern«, sagte der Doktor.

Sie musterte die drei aufmerksam. Sie waren zu mager, fand sie, und weil ihre Haut so dünn war, dass sie fast schon durchsichtig schien, wirkten die Kinder sehr zerbrechlich. Als wären sie aus Glas.

»Sie können ruhig eins auf den Arm nehmen.«

Sie nickte und trat zögerlich vor. Sie wusste nicht, welches der Kinder sie nun nehmen sollte. Keiner der drei Jungen versuchte, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, etwa indem er die Arme in die Luft streckte. Schließlich ging sie vor der mittleren Babyliege in die Hocke und löste den Verschluss. Dann hielt sie kurz den Atem an. Sie musste eine leichte Angst



Stefan Brijs

Der Engelmacher

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74838-9

btb

Erscheinungstermin: November 2014

Gott gibt und Gott nimmt, Victor. Aber nicht immer. Manchmal müssen wir es selbst tun.

Wolfheim, in der Nähe von Aachen: Nach zwanzig Jahren Abwesenheit kehrt Dr. Victor Hoppe in seinen Geburtsort zurück. Die Dorfbewohner misstrauen ihm. Und sie wundern sich über die drei Babys, die er dabei hat: Drillinge, alle mit einer Hasenscharte gezeichnet. Doch als der Doktor einem Jungen aus dem Dorf das Leben rettet, fasst man Zutrauen zu ihm. Bis eines Tages die Kinderfrau der Drillinge eines plötzlichen Todes stirbt ...



Der Titel im Katalog